

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1935-1936)
Heft: 8

Artikel: Schweizerische Romanliteratur
Autor: Helbling, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stärkungen des «Wir»-Gefühls sind soziologisch betrachtet von hoher Bedeutung. Man findet sie in allen Zeiten und bei allen Völkern in der Form von Riten, Tänzen, Rufen, Gesängen, Abzeichen usw. Wenn unsere Zeit tatsächlich das Bedürfnis preisgegeben hat, ihr eigenes Verhalten logisch zu verstehen und zu bestimmen, dann ist es vollkommen natürlich, dass sie zurückkehrt zu primitiven Methoden für die Einung der Gemüter.

Eine Gefahr bleibt aber mit den Konsequenzen der antinoetischen Lebenslehre stets verbunden. Der Primat des Lebens vor dem Verstehen zwingt, mit den Normen des Begriffs auch diejenigen der Moral preiszugeben. Predigt die Autorität Gewalttat, dann gehört das Wort den Gewalttätigen. Man hat sich selbst des Rechtes entschlagen, ihnen zu wehren. Sie werden sich durch das Prinzip autorisiert fühlen, berechtigt zu allen Extremen der Grausamkeit und Unmenschlichkeit.

Schweizerische Romanliteratur

von Carl Helbling

Man muß oft staunen, wieviel mittelmäßige und noch mindere Bücher auf den Markt geworfen werden. Ein bedenklich hoher Stoß von Werken verschiedener Autoren und verschiedener Verleger schweizerischer Provenienz hatte sich im Laufe einiger Wochen vor mir aufgestapelt, und wenn ich zunächst daran ging, den Bohrer in den Berg zu drehen, herauszugraben, was die Besprechung kaum lohnt, so geschah es, um Belanglosigkeiten nicht namhaft machen zu müssen. Autor und Verleger hätten an der Kritik wenig Freude gehabt, worauf es zwar nicht ankommt. Aber des Rezensenten Aufgabe kann es nicht sein, dem Publikum zu zeigen, daß in dem gegrabenen Block das Goldkorn doch nicht steckt, das, geläutert und geformt, eine Verheißung und ein Glanz sein könnte.

Das eine Fragezeichen läßt sich nicht entkrümmen: warum schreiben so viele Menschen, gut geartete, harmlose Teilhaber dieses Lebens, die glauben, mangelnde schöpferische Kraft mit ein wenig billiger Phantasie aufwägen zu können? Wahrscheinlich wäre es schwer, diesen wohlmeinenden Erfindern begreiflich zu machen, daß eine Krähe noch kein Adler ist, auch wenn sie über Engadiner und Walliser Schründe kreist, daß Modergeruch des Dschungels noch keine

Garantie für die Echtheit des exotischen Erlebnisses sein kann. Gut, möge der schweizerische Roman in Stratosphären steigen oder den Tropengürtel überschneiden: er soll wahr bleiben in jenem tieferen und edleren Sinne, daß das Werk eine Beglaubigung der formenden Dichterpersönlichkeit ist, Idee oder Gestalt oder beides zusammen, Abbild jedenfalls einer gelebten und erlebten Welt, nicht einfältiger Traum kleinbürgerlicher Sehnsüchte. Das Verhältnis von Schaukraft und Bildnerwillen schafft schließlich den Dichter und zeichnet ihn vor jenen aus, die sich mit dünn gewobenem Stoff und blechern nachahmender Form in die Literatur einfinden wollen. Vielleicht sind die Verleger, die sie betreuen, humaner als der Kritiker, der sie verleugnet, denn sie lassen das Lämpchen glühn, weil sie den Scheinwerfern mißtrauen. Sie mögen sich auf J. V. Widmann berufen, den Schutzheiligen der unentdeckten Talente. Ja, aber das Talent an erster Stelle und den Patron an zweiter!

Davon zu hören, wie ein wirklicher Dichter wird, von seiner Berufung zu erfahren, gibt ein von Hermann Weilenmann liebevoll eingeleiteter Band, «*Dichtung und Erlebnis*»,¹ erwünschte Möglichkeit. Zwölf Schweizer Schriftsteller erzählen von ihrem Werk und aus ihrem Leben. Hier kündigt sich das Wesentliche an, nämlich das Durchdrungensein von einem Ganzen, so daß Dichten zum «unausweichlichen Beruf» wird. Da geht Hugo Marti sehr behutsam den Fäden nach, die sein Werk an die Kindheit binden. Und siehe, er entdeckt als den Urgrund seines dichterischen Wesens die Landschaft seines ersten Seins, den Jura zumal, «dessen Hügel so traumhaft verwirrt herumstehen, halb Obstgarten, halb Märchenwald». An das schweizerische Landschaftserlebnis knüpft sich das der Fernen, des Ostens und des Nordens. Die Landschaft ist in Martis Werk viel inniger enthalten als etwa die Zeit. Denn, so will es Marti selbst scheinen, der Geist steht über dem Taggebundenen, und die Sendung des Dichters ist es, «den Ort des Geistes in dieser Welt der Wirklichkeit zu verteidigen». Daß Dichterwerden auch Warten heißen kann, stellt Maria Waser in ihrem so überaus feinen und sympathischen Beitrag dar. Sie hatte den Mut, der Versuchung zu widerstehen, allzu früh und nicht aus der Tiefe des Herzens gezwungen sich der Dichtung zu verschreiben. Sie verstand zu warten, und ihr erster Roman war denn auch eine große Konzeption eines wesentlichen Schicksals,

¹ Max Niehans Verlag, Zürich und Leipzig, 1934.

der Besitz einer Wahrheit, die, aus den Daten von Anna Wasers Lebensgeschichte enthüllt, neu und geschlossen erwuchs. «Mein Erlebnis der Landschaft ist im Grunde die Entstehungsgeschichte meines Menschen, der Werdegang meines Wesens», hebt Hermann Hiltbrunner sein Credo an. Versonnen und klug zugleich horcht Traugott Vogel auf den Nachklang des Kindseins. Alle diese Dichter so verschiedener Gattung haben ein Wissen um Grundbedingungen ihrer dichterischen Existenz. Eine Landschaft, eine Bindung, eine Stimme ist ihnen irgendwie bewußt. Und deswegen entsteht ihr Werk von innenheraus, also aus der gewordenen Totalität ihres Seins. Wäre den Stümpfern geholfen, wenn man ihnen das Bekenntnis dieser Dichter darreichte? Ich lasse das Fragezeichen stehen und wende mich denen zu, die heute ein Versprechen oder eine volle Leistung sind.

Hier darf «*Der Prätendent*»² von Lucette Dubs-Brocher genannt werden. Ich wage zu zweifeln, ob die *biographie romancée* just dem schweizerischen Können liegt, ob es nicht vielmehr eine Konzession an den Zeitgeschmack ist, wenn das Wirklichkeitsbild die Verbrämung durch psychologische Intuition erhält. Die Gestalt des Prätendenten, jenes unglücklich hasardierenden Charles Edward Stuart, des Enkels Jakobs II., verlockt den Romancier durch die Peripetien im Lebensablauf. Charles unternimmt den aussichtslosen Kampf um den Thron Englands, ein politischer Dilettant. Lucette Dubs schildert sein Ringen aus Mitleid mit dem Prinzen, der einen Winter lang die Mode der Pariser Gesellschaft war, nachdem sein schottisches Abenteuer wenige Meilen vor London an der Furcht seiner Getreuen gescheitert war. Sie liebt den Prinzen, weil er jung und hoffnungsvoll ist, weil er ein armer alter Mann wird, und nicht weil sein Stern eine große Bahn zieht. Es gelingt ihr auch besser, die Gefühle des heißherzigen Unbesonnenen und des Enttäuschten nachzuempfinden, als die Politik als Macht und Willen darzustellen. Nach der Begegnung des Stuart mit Friedrich dem Großen heißt es: «Doch bald muß er einsehen, daß es Friedrich wohl liebt, seine Nachbarn zu hänseln, ihnen einen Schabernack zu spielen, . . .», eine Wendung, die nicht nur die historische Auffassung der Verfasserin charakterisiert, sondern auch ihren Stil, der oft unnötig verniedlicht, wo die Sache Größe verlangte. Die mit Hingabe geschriebene Biographie würde an Wirkung gewinnen, wenn Lucette Dubs sich von einigen ungeschickten Stilmanieren befreien würde.

² Huber & Cie., Frauenfeld und Leipzig, 1935.

Hans Albrecht Moser schenkt seine « Geschichte einer eingeschneiten Tafelrunde ».³ Der Waschzettel stimmt: ein geistreich unterhaltendes Buch. Es hat sich ereignet, daß eine bunte Gesellschaft bei der Talfahrt von einem großen Wintersportplatz eingeschneit wird und im Bahnwirthshaus die Wartestunden damit verbringt, sich Geschichten zu erzählen, ganz wahre, selbst erlebte Geschichten. Jeder kommt an die Reihe und wird in seiner Anonymität ein Bekenner. Ein freundlicher Präsident hält die Runde zusammen, ein kritisch älteres Fräulein nimmt sie unter ihr Lorgnon, ein Mann von unverwüsthlichem Humor ernüchtert im richtigen Augenblick; kurz, es ist alles beisammen, was diese Welt an Typen zu bieten hat. Entsprechend sind die einzelnen Gaben, die gereicht werden. Sie bedeuten soviel Variationen, als Gestalten um den Tisch herum sitzen. Köstlich nüanciert Moser die Motive, legt sie dem richtigen Gestalter in die Hände, so daß ein entzückender Novellenkranz entsteht. Daß in der winterlichen Nachtstunde das Unheimliche, Gruselige und Okkulte vorherrscht, ist selbstverständlich. Im hell gehaltenen Rahmen werden die Dunkelheiten der Binnenerzählungen wieder aufgehoben, mit Humor, wie zu bemerken ist. Ich hätte es hübsch gefunden, wenn Moser das unfreiwillige Symposion hätte entscheiden lassen, welche Spende die beste gewesen sei, ob die der angenehmen Schwedin oder das geborgte Märchen des Wirtes oder der schlichte Bericht des Stationsvorstandes über ein verhütetes Eisenbahnunglück. Statt dessen wird die Freigabe der Linie gemeldet, die Gäste entfremden sich so rasch, wie sie sich für ein paar Stunden gefunden haben. Und der Leser dieser Geschichten hat allein zu urteilen. Warum soll er übrigens Rosinen herauspicken, wenn er Appetit auf den ganzen Kuchen hat!

Vor Jahresfrist hat Kurt Guggenheim mit einem Erstlingsroman, «Die Entfesselten», aufhorchen lassen. Er stellt sich heute mit dem zweiten Werk, «Sieben Tage»⁴ vor. Guggenheim hält, was er versprochen. Wiederum bewundere ich die Geschliffenheit der Sprache, die Sicherheit der Charakterisierung und darüber hinaus die gewachsene Vertrautheit mit dem Raum. Die Handlung läuft in sieben Tagen ab. Meidenholz kehrt nach vielen Jahren in die Heimat zurück, die ihn wegen eines Vergehens verstoßen hat. In Klammern: warum läßt Guggenheim den Leser zweihundert Seiten lang warten,

³ Huber & Cie., Frauenfeld und Leipzig, 1935.

⁴ Schweizer Spiegel Verlag, Zürich, 1936.

bis er ihm den Inhalt des Vergehens von Meidenholz endlich verrät? Er kehrt zurück, findet vieles gleich und vieles verändert. Sein schwankendes Gefühl, seine Sehnsucht nach Rehabilitation, sein ganzes hämmerndes Ich holt Ruhe bei einem klaren jungen Mädchen, das das Leben selbst wieder schenkt. Das Eindruckvollste aber, das sich in diesen sieben Tagen begibt, ist die Erweckung der Gymnasialklasse, der Meidenholz einst angehört. Einzeln, in ihren privaten Schicksalen, begegnen die Ehemaligen einander. Und die vor Jahren ihre Namen, auf der alphabetischen Liste aufgereiht, in munterm Chor rezitiert haben, zeigen jetzt ihren eigenen Rhythmus; das Konzert will sich nicht mehr stimmen lassen. Nicht ohne Raffinement läßt Guggenheim die alte Assonanz in wehen Dissonanzen zerfließen. An einem Klassenabend vereinigen sich nochmals die divergierenden Wege. Meidenholz sitzt unter den Kameraden und staunt. Einer sagt: «Es ist keiner etwas für sich allein.» Aber sie streben doch wieder auseinander, den Gesetzen gemäß, die sie in sich tragen. Guggenheim besitzt eine eigene Souveränität, den Blick immer wieder auf die Mittelfigur, Meidenholz, zurückzulenken. Meidenholz bindet die sieben Tage, die in einen Sonntag münden. Das bedeutet ein Bekenntnis zum Dasein, einen Glauben an das Leben über Fährnisse und Enttäuschungen hinweg.

Solche Bejahung des Schicksals vernimmt man auch aus dem Roman Otto Zinnikers, «Der Vater».⁵ Erzwingen des Aufstiegs scheint mir thematisch in der jüngeren Erzählergeneration durchzudringen. Otto Zinniker ist im übrigen kein Neuerer in der schweizerischen Romankunst, will es wohl auch gar nicht sein. Sein Peter Brandis, der vom ungeliebten Waisenkind zum landbeglückenden Kulturingenieur aufsteigt, ist als Romanheld keine Überraschung, aber eine wohltuend reinliche Gestalt, herzlich und gewinnend. Mir scheinen die Kapitel die echtsten zu sein, die noch in die Kindheit zurückgreifen und dartun, wie die Herbheit des Schicksals einen frühreif willigen und eigenwilligen Menschen schafft, der sich zu behaupten weiß. Weniger geglückt ist vielleicht die Seminarzeit, weil Zinniker das Konvikt als Milieu zu matt zeichnet, so daß Brandis in dieser Periode sich beinahe im Raumlosen entwickelt. Schön aber wirkt die romantische Partie, wo Brandis die Nacht in eisigem Gebirge verbringt, ein Sühnopfer jenen Weihend, die er verloren hat. Das ist un-

⁵ A. Francke Verlag, Bern.

bedingt heftiger als die Liebesgeschichte mit dem anscheinend unvermeidlichen Bugatti und der unentbehrlichen Badeszene. Durch den ganzen Roman zieht das Verlangen des unehelich Geborenen nach dem Vater, der zwei-, dreimal phantomhaft erscheint, bis Brandis weiß, daß der Vater aus seinem Schicksalsring geglitten ist und es gilt, selbst ein Anfang zu sein.

In Otto Zinnikers «Vater» stecken die Elemente redlicher schweizerischer Heimatkunst, wodurch einige technische Mängel vergessen werden können. In den gleichen Kreis heimatlichen Schrifttums gehört eine Erzählung aus den Jahren 1831—1836, «Die Lauwiser und ihr See»,⁶ von R. Küchler-Ming. Der Streit geht hier um die Landschaft selbst, um den Bergsee, der abgeleitet werden soll, damit die Armut eines Dorfes durch den Reichtum neuen Bodens behoben werde. Zwei Parteien liegen in Fehde, die «Nassen» und die «Trockenen», die Konservativen und die Fortschrittler. Bedeutsam spannend reißt die Verfasserin mit dem ersten Kapitel, das eine Gemeindeversammlung schildert, den Graben auf, der die Einheit der Gemeinde zerschneidet. Wie unverfälscht sprechen sie sich aus, diese Heimatfanatiker und diese Leidenden, denen sich auf beiden Seiten die Heuchler und Profitler zugesellen! Nach Jahren siegen unter unendlichen Opfern die Neuerer. Aber der Ausgang des Dorfkrieges ist fast belanglos neben R. Küchlers Begabung, einem Dorf in die niederen Stuben spähen, die harten Köpfe und weichen Herzen darstellen zu können. In diesem Roman leben ein paar Menschen, die gründlich erfaßt sind. Der Mattlidoktor verkörpert den echten Heimatsinn bis zur Schrullenhaftigkeit; aber über allem Hader mit den Dorfgenossen steht seine Menschlichkeit. Am Tage seiner Niederlage, da eine gewaltige Sprengung den Mineur vernichten könnte, erscheint er am Schauplatz des großen Geschehnisses, finster und drohend, die Taschen vollgestopft mit Salben und Binden, ein barmherziger Samariter, wenn es not tut. Sein bedeutendster Gegenspieler ist der Gemeindeweibel, ein schlicht helfender Mensch, der um des Nächsten willen die eigene Kraft erschöpft. R. Küchlers Roman hat eine Fülle von Beobachtung volkhaften Lebens. Ich weiß nicht, ob die reichliche Verwendung dialektischer Sprachformen, die eine Fußnote fordern, der Charakteristik unbedingt zuträglich ist. Das Lokalkolorit? Zugegeben und ferner unbestritten, daß auch Gotthelf derlei unter-

⁶ Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig, 1935.

nommen hat. Aber bei Gotthelf bestand trotzdem eine Einheit, bei R. KÜchler droht die Zersplitterung der sprachlichen Struktur. Sprache als Kulturausdruck einerseits und als Mittel zur Bebilderung andererseits bedeutet eine Doppelaufgabe. Ich halte die rein berichtenden Teile bei R. KÜchler für geschlossener als die mit Dialekt untermischten direkten Reden. Doch dieses Bedenken verkleinert nicht den Eindruck des vortrefflichen Romans, der die Tatsache unter Beweis stellt, daß die Quellen des schweizerischen Heimatromans noch nicht versiegt sind. R. KÜchler-Mings auffallendes Talent kann ihn neu zur Geltung bringen. Ein zweiter Roman, «Die Lauwiser und ihr Krieg», ist bereits angekündigt.

Wenn ich oben sagte, die jüngeren Erzähler loben den aufsteigenden Lebensgang, so trifft dies auch für den ältern Adolf Koelsch zu, der einen breit angelegten Roman, «G e l i e b t e s L e b e n»,⁷ veröffentlicht. Es ist sicher kein Zufall, daß auch Koelsch in diesen Ton einstimmt, indem er einer Jugend ihre Geheimnisse ablauscht. Eine große Leserschaft kennt Koelsch als den außerordentlichen Naturbeobachter, also den Liebhaber alles Lebendigen und Wachsenden. Sein neuester Roman gesteht auf eine freundliche und gelegentlich reizvoll verschlagene Art die Zuneigung zur Jugend, einer spezifisch altpatrizischen und bürgerlichen Jugend, die eine selbstherrliche Libertinität gegenüber der Vätergeneration zur Schau trägt. Ich könnte mir vorstellen, daß die Zürcher Geschlechter, in deren Paläste und Villen die Handlung des Romans verlegt ist, Koelsch ein wenig gram sind, denn sie erhalten nicht eben eine gute Note; sie wirken etwas antiquiert und vornehm aus Langeweile; und zumal die Väter sind dazu verdammt, de faire bonne mine au mauvais jeu, das ihnen die Jungen vorspielen. Ich kann auch so sagen: die von Koelsch geschilderte Jugend, die so weich im Reichtum der Eltern gebettet ist, besitzt eine Erlebnisfront, der gegenüber die Eltern ein lächerlich kleines Blickfeld haben. Da wird sie vom Dichter einmal überrascht, am Badestrand des Weekendhauses. Ich kann mir nicht versagen, die Stelle ausführlich zu zitieren. «Hier, auf einem von Natur kargen, der Nutzung nicht unterworfenen Rasen wurde Handball, Schlagball und Korbball gespielt. War man rot vom vielen Lachen und Laufen, so warf man sich ins Gras und nannte das «Sonnenkälbern» oder zog sich in den dünnen Schatten der Birken, Erlen und Weidenbäume

⁷ Orell Füßli Verlag, Zürich-Leipzig, 1935.

zurück; dort salbte man sich gegenseitig mit allerhand Oelen ein, um dem Sonnenbrand vorzubeugen, und verwickelte sich in Gespräche. Man sprach von Schlankheit, glatter Haut, Birchermüsli und anderer Diät, wobei man gedankenlos Unmengen von Zigaretten rauchte; man bot die neuesten Fachausdrücke aus den Gebieten des Automobilbaus, des Sports und der Liebe herum, sprach von Helden des Kinos und von Rekorden. Man hatte ein Magazinheft gekauft, guckte die Bilder an, machte Glossen und hörte der Vorlesung eines Artikels zu, in dem von einem Gesellschaftsbiologen als neueste Entdeckung verkündet wurde, daß die jetzige Generation hochbeiniger als die frühere sei, aber man stopfte sich auch nicht die Ohren zu, als einer der Jünglinge einen Band von Stephan George aufschlug oder von Karl Stamm und Gedichte vortrug. Man war manchmal recht unbekümmert, vorlaut und lieblos in seinen Äußerungen, dann wieder war man unheimlich zartfühlend, verschämt und bedenklich. Denn man konnte plötzlich getroffen sein von einem Gedanken oder poetischen Bild, dessen einzige Macht die völlige Zeitlosigkeit seiner Wahrheit war, und konnte dann ebenso ergriffen wie ratlos verstummen.» So also sei diese Jugend, und das ist nun wahrhaftig keine Schmeichelei. Koelsch ist zu wissend, um nicht zu wissen, daß sein Bild eine betonte Einseitigkeit verrät, die dem Roman eine Prägung gibt, ihn gleichzeitig aber auch in Gefahr bringt, die wirklich edelgeborenen Motive zu verschleiern. Denn die gescheckt blonde Fanny, die, eine Hauptgestalt, dem Patriziertum entstammend, durch den Roman irrlichtert, verschlingt in ihren snobistischen Wirbel zuviel von dem, was das Zwillingsspaar Wiederkehr für sich allein beanspruchen dürfte. Das Motiv der Geschwisterliebe füllt schon einen Band. Koelsch hat es mit bewundernswerter künstlerischer Delikatesse behandelt; es umfaßt die schönsten Seiten des Romans, und im Vergleich zu ihnen ist selbst das Weltliche und bürgerlich Ehrbare und Fragwürdige der übrigen Teile trotz des Lächelns über allerlei Relativität der menschlich gültigen Werte von leichterem Gewicht. So ist es: die Verwirrung der Gefühle, die Paul und Cordelia Wiederkehr befällt, ist Zentrum des ungewöhnlichen Romans. In diesen Mittelpunkt trifft das entscheidende Wort, das über die Jugend dieser gegenwartsnahen Zeit von einem Überseer geformt wird, der am Ende um Cordelia Wiederkehr wirbt, während die patrizische Fanny samt ihrer Oberflächlichkeit in die Ferne entschwebt und Paul in sich selbst zurückfindet: «Ich bin bisher der Meinung gewesen, ich hätte kein leichtes Leben

gehabt. Nun sehe ich, daß ihr um zwanzig Jahre jüngeren Leute noch ganz anderes durchmachen müßt, weil alle Welt, alle diese sogenannte Aufklärung, die ihr in der Schule, in Vorträgen, aus Zeitungen, Büchern und sogenannten Bildungskursen empfängt, nur darauf ausgeht, euch zu verwirren.»

In der Einleitung zu einer sehr klugen, sorgfältigen und mit feinen Einzeldeutungen der schweizerischen Romanliteratur gekennzeichneten Arbeit von Jean Moser, «*Le roman contemporain en Suisse allemande, de Carl Spitteler à Jakob Schaffner*»,⁸ äußert der Verfasser, die Probleme des schweizerischen Schrifttums liegen in drei Dimensionen: sie sind historischer, geographischer oder dichterischer Natur. Überblicke ich die Reihe der hier besprochenen Romane, so finde ich Jean Mosers These bestätigt. Es scheint mir zweifellos, daß die dichterische Richtung den Vorzug hat. Würde ich aber von Hans Albrecht Moser, dem ich eine Pointe für seine «Geschichten einer eingeschnittenen Tafelrunde» zuschob, gefragt, wem der Preis gebühre, so würde ich ihm replizieren: warum soll der Kritiker antworten, wo der Dichter sich ausschweigt? Im Chor horcht man nicht nach dem einzelnen Sänger. Daß viele Dichter auch derselben Zone ein gemischter Chor sind, ist nicht nur eine schweizerische Erscheinung, sondern ein Faktum aller Literatur.

KLEINE RUNDSCHAU

Die Stiftskirche von Neuchâtel

Innerhalb der Entwicklung der schweizerischen Kunst bezeichnet das 12. Jahrhundert die klassische Zeit der Stiftskirchen und der Kathedralen. Als wären sie untereinander in einen Wettstreit eingetreten, begannen damals die größeren Städte ihre Kirchen entweder ganz neu oder in neuen Dimensionen zu erbauen. 1107 wird die Krypta im Zürcher Großmünster geweiht, gleichzeitig ist die einzigartige Kirche auf Valeria in Sitten schon im Bau, um 1150 beginnen Chur und Genf den Neubau ihrer Kathedralen, 1175 folgt Lausanne, 1185 Basel und Neuchâtel. Wer im Jahre 1200 eine Reise durch die Schweiz gemacht hätte, wäre in allen größeren Städten auf Baugruben und Gerüste gestoßen. Einzig Freiburg und Bern, in diesem selben 12. Jahrhundert erst gegründet, haben ihre Münsterbauten erst später errichtet.

Es ist für die Kenntnis der künstlerischen Kräfte, die damals in unserem Lande

⁸ Editions R. Freudweiler-Spiro, Lausanne, 1934.